



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sch.: Bilder aus Venezuela. 2. : Physiognomie von Caracas.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bilder aus Venezuela.

2.

Physiognomie von Caracas.

Das Gebirgsthal von Caracas, welches, etwa 2800 F. hoch, parallel dem Lauf der Cordilleren östliche Richtung hat, liegt, obgleich nur zwei gute Stunden in gerader Linie vom Meere entfernt, doch wie vereinsamt und abgeschlossen von allem Weltverkehr. Nur von Nordwesten her, wo die Berge eine offene Flucht gewähren, sendet zuweilen die See ihre rauhen Nordwinde herauf, um den ewigen Frühling zu necken. Von derselben Seite kommt auch die sechs Stunden lange, in vielfachen Krümmungen auf- und absteigende Fahrstraße von La Guaira, und eben da, wo die sich ausweitende Schlucht in das Thalbecken verläuft, liegt die Hauptstadt.

Um die Physiognomie von Caracas zu gewinnen, schauen wir uns erst die Umgebung an und besteigen den westlich gelegenen Calvarienberg, an den sich ein Theil der Stadt anlehnt. Wir gehen zwischen ärmlichen Hütten am kahlen Rücken hinan etwa 300 F. hoch bis an die Kapelle, hinter welcher die allmählig steigenden Höhen erst in ziemlicher Ferne am westlichen Horizont ihren Abschluß und zugleich ihre Vereinigung mit den südwestlichen Bergketten finden. Die einsame dürstige Kapelle zur Seite, wenden wir den Blick nach Osten. Ein mehr denn drei Stunden weithin gedehntes und gegen Dreiviertelstunden breites Gebirgsthal öffnet sich, ein tiefes Becken, rundum mit hohen aber ungleichen Ranten. Vor allem links die mächtig emporragende, alles beherrschende Küstenbergkette, die auf ihrem Scheitel meist mit dunklem Urwald gekrönt für das Auge ihren Höhepunkt in der gastlich nahen Felsenkuppe der Silla de Caracas (8,100 F. hoch) erreicht. Eine riesige Vormauer des Landes fällt sie wie auf der Meeres-, so auf der südlichen Seite schroff ab und engt in großen, kühn gewundenen Linien den aufwärts gerichteten Blick in schmale Grenzen ein. Wellenförmig zieht sich der Abhang hin gen Osten, meist mit kahler dürrer Oberfläche, indeß wenigstens mit einem hohen Grase bewachsen, das im Schein der Sonne gleich Sammet und Purpur glänzt. Dagegen in den vielfachen Vertiefungen winden sich saftig grüne Waldgruppen hinauf, die dunkle Einfassung silberhell glitzernder Cascaden. Das ferne östliche Querjoch schließt sich nur mit einer kleinen Lücke an die Berge der Meeresküste an und verbindet sich rechts hin unmittelbar mit den in vierfach hintereinander terrassenförmig aufsteigenden Bergreihen, welche nach Süden hin das Thal von Caracas einschließen und jenseits nach dem Thale des Tay abfallen, um auf dessen rechtem Ufer nochmals

aufsteigend sich ganz in die unabsehbaren Ebenen (Planos) des Orinoco zu verlieren. Das vom freieren rechten Horizont zurückkehrende Auge gewahrt auch hier wellenförmige kahle Rücken und ruht endlich nach unten gesenkt am Fuße derselben, dicht an der Stadt, wo sich dieselbe südwestlich in das enge Thal von Antimano verläuft, welches unsern Calvarienberg von der ersten niedrigen Bergkette trennt.

So wäre denn der Rahmen des Bildes geschlossen: die Verzierung desselben bilden die Wolken, welche sich mit Vorliebe selbst in trockner Sommerzeit um die Küstenberge lagern, bald den Kamm bedeckend, bald auf der Breite des Abhanges sich hindehnend, so daß die kahle Kuppe der Silla einer Luftinsel gleich in die tiefe Bläue des Himmels hinausragt —, in stetem Wechsel bald auf- bald nieder ziehend, bald dicht sich ballend, bald flüchtig zerfliehend: das gaukelnde Widerspiel der alten ewigen Berge. — Ungeklärt weilt nun das Auge auf dem reizenden Thal. Gegen 2,600 F. hoch über dem Meere fällt es von der Nordseite her allmählig nach dem südlichen Goaireflüßchen ab, um welches herum die ganze Länge des Thales eine üppige Vegetation in allen Farben wuchert, während die kahle Nordhälfte meist einen eintönigen Charakter hat. Desto freundlicher lachen von fernher die weich verfließenden Farben der Landschaft dem Blick entgegen. Dunkle Kaffeepflanzungen, hellgrüne schlanke Weiden und Bananen, dichtes Rohr und Schilf am Rande des Baches, dazwischen verstreut friedliche Dörfer mit weißgetünchten Häusern ziehen sich in immer schärfer sich trennenden Conturen bis hart an die Stadt heran, die unmittelbar zu unsren Füßen, im Umkreis etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde einnimmt; und rechts unten im verengten Thale nach Antimano hin prangt das zarte Smaragdgrün des Zuckerrohres neben dem wenig dunkleren Grün der *caña amarga*, des venezuelanischen Bambus. Dieses harmonisch geschlossene Rundgemälde, von dem hellblauen Morgenhimmel überwölbt, oder in der ernsteren Abendbeleuchtung mit ihren warmen Farben, ihren dunklen Reflexen, ihren gesättigten Tinten übt einen überaus befriedigenden Eindruck auf den empfänglichen Beschauer und zwingt ihm geheime Zustimmung zu der oft gehörten Behauptung ab, daß das hoch umfriedete Gebirgsthale von Caracas ein Paradies sei. In einfacher primitiver Größe redet auch jetzt noch hier die Mutter Natur zum Menschenkind, mit der Milde, die der in sich sicheren gesammelten Kraft entstammt; in der Großheit eines Herrschers, der das Füllhorn seiner Schätze öffnet und aus dem Vollen austheilt, ohne fürchten zu müssen, daß er arm werde: mit tiefem Schweigen umhüllt redet sie doch die lauteste Sprache, nach der Art ihres ewigen Schöpfers, aus dessen Hand sie jeden Tag neu und ursprünglich und immer groß hervorgeht: wollte nur das Menschengemüth in Sabbathstille dieser Sprache lauschen!

Und nun einen Blick auf die Stadt. Das Rechtwinkelsystem derselben

ist das Generalgesetz für das spanische wie englische Amerika. Wie die Felder eines Schachbretes kreuzen und theilen sich die Straßen, lange schnurgerade Streifen, ohne Schatten, ohne Baum und gleichmäßige Gevierte (Cuadras) von niedrigen Häusern, die Quadratsfelder zwischen den vielen Läng- und Querstreifen. Genau nach den vier Weltgegenden ziehen sich letztere hin, so daß die Stadt von Ost nach West fast ebenso ausgedehnt ist, wie von Nord nach Süd. Aber anziehend ist der Anblick doch; zwar heben sich nur zwei Thürme von Bedeutung heraus, der hohe dickeleibige Thurm der niedrigen Kathedrale und etwas nördlicher der von Alta Gracia, aber weit stolzer ragen mitten aus den Hofräumen in jugendlicher Schöne einzelne Königspalmen, mit geradem blattlosen Schaft, der sich nach oben verzüngt bis zu der eleganten Blätterkrone, die wie ein Federbusch den kolbigen Fruchtbüschel überschattet; und Bananen, Dattelpalmen nebst andern Fruchtbäumen, selbst dunkle Cypressen, deren hoher Wuchs ihren Ernst erhöht, reizen nach allen Seiten hin das Auge und beleben die sonst so einförmige Physiognomie der Stadt.

Doch steigen wir herab, um sie näher kennen zu lernen, und lassen nach alledem unsre Ansprüche auf Kunst bei Seite, sie sind hier nicht am Ort. Desto frischer und eigenthümlicher wird uns die anspruchslose Natürlichkeit, die ungezwungene Einfachheit und der gemüthliche Schlendrian ansprechen. Unebene Straßen nehmen uns auf. Das durchgängig schlechte Pflaster macht uns nach dem Innern der Stadt die hohen Trottoirs sehr willkommen, selbst wenn dieselben durch Regengüsse ausgespülte Löcher zeigen. Diese innern Straßen gewähren einen anmuthigen Anblick. Sonnig und heiter zeigt jede Seite des Quadrats zwei bis drei hellgetünchte Parterres —, wenige einstöckige Wohnungen, mit breiten, hohen, bis hart unter das Dach reichenden Fensteröffnungen, die durch Eisengitter verpallisadirt sind. In diesen saubern, netten Häusern wohnt die fashionable Welt. Aber schweigsam kehren sie ihre Fronten heraus. Denn anstatt der Glasfenster dienen Laden oder Jalousien, die ganz geschlossen sind oder höchstens durch schmalen Spalt in flüchtiger Begegnung das dunkle Auge einer neugierigen Creolin durchblicken lassen. Der Sitte gemäß lebt die Familie abgeschlossen von der Straße im Innern des Hauses, bis nach der Mahlzeit gegen Abend die hohen Flügelthüren und Fenster des Salons sich öffnen, um die Damen auf die bequemen Sitze im Fenster zur ersehnten wenn auch nur passiven Theilnahme am öffentlichen Verkehr einzuladen, der durch die nach außen vorhängenden Gitter weithin bequem zu beobachten ist.

Ueber den freien Platz von San Pueblo hinweg gelangen wir um die Börsenecke in der calle de comercio (Handelsstraße) nach der Ecke von San Francisco, wo vor nahe 300 Jahren mit einem Kloster der Grund zur Stadt

gelegt worden ist, und eine Cuadra weiter aufsteigend haben wir den Marktplatz mit der Kathedrale östlich, das Universitätsgebäude nebst erzbischöflicher Wohnung südlich und das schmucke Regierungsgebäude westlich vor uns. Nördlich und östlich mit einer Freitreppe und eisernem Geländer ausgestattet, wird der Platz an den andern Seiten durch Verkaufsboutiken verunziert. Dieses Centrum der Stadt mit den nahe anliegenden Straßen ist auch das Centrum des Verkehrslebens, welches wir uns nun flüchtig anschauen wollen.

Ein buntes Gemisch von Menschen aller Farben, von beladenen Eseln und Maulthieren, von zweirädrigen Karren und stattlichen Reitern wogt hier in den Vormittagsstunden durcheinander. Fleischbuden füllen die südliche Seite des Marktes, weiter herauf gruppieren sich die farbigen Höckerinnen und breiten vor sich eine reiche Fülle tropischer Gemüse, Garten- und Feldfrüchte und trefflichen Obstes aus. Da liegt die feine Ananas neben den groben Nuamesknollen, Welschkohl, Apio, süße und gemeine Kartoffel, Hülsenfrüchte aller Art, Oliven und Quitten, Mispeln und nährrende Cambures — ein Bild des Reichthums südlichen Bodens. Rings umher stehen Esel, beladen mit Kübeln voll frischer Seefische; Hühner, Calicuten, Fasanen und andres Geflügel fehlen nicht; rechts in der Nähe der Kathedrale dampft und brodelt es aus irdenen Gefäßen. Breitschultrige Negerinnen sitzen davor und schöpfen daraus in rundliche Totemas, das echt nationale Trinkgefäß, aus der dicken Rinde einer kolossalen Frucht bereitet, ein dunkelbraunes Gebräu: es ist der berühmte Montongo, wer kennt ihn nicht im spanischen Amerika? Thiereingeweide, Knochenmark, Muskeln, zerstampfte Rindspöten, Gewürz, Kartoffeln und allerhand Zuthaten sind seine Elemente. Dem hungernden Aethiopier daneben gilt es gleich, ob die Höckerin ihre dunklen Speckfinger mit in die Kraftbrühe taucht, mit Wohlbehagen verzehrt er stehend sein Frühstück. Junge Zambas, hübsche Mulattinnen drängen sich durch mit Körben oder Gefäßen auf dem Kopf, um dem Frühstückstisch ihrer Herrschaft Proviant zu liefern, nur hier und da zeigt sich in diesem Markttreiben ein weißes Gesicht: die Neger und Farbigen beherrschen das Volksleben. Es geht munter und lustig her: da wird gehandelt, wie anderwärts, geneckt und geschraubt, geschäkert und gelacht, gesucht und geschimpft. Geschwäzig und beweglich winden sich die Leute durcheinander, mitten in den Tumult schreien Esel jammervoll hinein, dazu noch die Disharmonien der verstimmten Orgel, welche aus den offenen Thüren der Kathedrale herüberklingen, und schlimmer als alles, das fortwährende Gebimmel der Glocken, die in unrythmischen Intervallen mit Stäben geschlagen werden, erzeugen einen sinnebetäubenden Wirrwarr. — Und doch breitet sich über das Ganze, dem heitern Himmel entsprechend, ein gefälliger annuthiger Ton. Helle Farben der dünnen leichten Kleidung, natürlicher Anstand in den Formen, Grazie in den Bewegun-

gen, gemüthliches Sichgehenlassen, Lebhaftigkeit im Ausdruck, Biegsamkeit und munterer, aufgeweckter Sinn kennzeichnen die Südländer und beleben den Verkehr. Hier schreitet gravitatisch eine dicke Mulattin die Straße entlang, in sauberem Hemd, buntem Rock, kattunenem Tuch über die Brust, das im Genick zu einem Knoten geschürzt ist, und langem weißen Schleiertuch, das über Kopf und Schulter gebreitet lang durch den innern Ellenbogen herabhängt. Dort geht langsam auf dem Trottoir ein Mädchen mit einem Korb oder Kübel auf dem Kopf. Hellbraune Farbe, langes glattes Haar, breites Gesicht und matte Augen lassen die Indianerin erkennen. Hier hält an die Mauer gelehnt ein echter Aethiopier Maulaffen feil. Seine Kleidung — die Hosen über dem Hemd und Sandalen — zeigt den dienenden Stadtbewohner. Am zahlreichsten vertreten sind aber zur Marktzeit Farbige mit calzoncillos und camisa, d. h. deren Kleidung sich nächst dem breitkrämpigen Strohhut nur auf Hemd und Hosen reducirt, und zwar so, daß letztere unter dem Hemd befestigt sind. Kurz und weit flattern sie um die dürre Wade und lose hängt das Hemd am Leibe bis oberhalb des Knies. Hieran erkennt man den Landbewohner, der auf seinem Esel Gemüse und Früchte zu Markte bringt. Aber kurios präsentirt sich der höhere, feinere Neger, welcher den Gentleman spielen will. In reinem Hemd mit gesteppter Brust, feinen Dresshosen, reichgestickten bunten Hosenträgern, weißem Röckchen, seidenem Halstuch und Schuhen geht er, die Cigarre im Mund und in der Hand ein Stöckchen, selbstgefällig einher. Weiterhin balgen sich zwei Negerjungen, ein kleiner Jambo daneben saugt an einem Stück Zuckerrohr oder thut sich mit braunem Cocosconfect gütlich. Unweit ist die Passage auf Minuten gehemmt. Eine Caravane von Eseln, durch Stricke aneinander gebunden, mit Kaffeesäcken beladen, die Treiber zur Seite mit halb zerschlagenem Stab, stehen vor einem Magazin quer über die Straße, und harren der Abladung. — Doch fehlt es in den unteren Straßen auch nicht an Kaufleuten aller Nationen, Deutschen zumal und Engländern. Bis zur Frühstückszeit, zehn Uhr, ist überhaupt der Verkehr am lebendigsten, und die Mode- und Pußladen füllen sich mit schönen Creolinnen. Aber bei aller Geschäftigkeit und Regsamkeit waltet doch in allem ein friedlicher freierer Geist. Da herrscht in der Kleidung kein Zwang der Etikette, auch in den Ernst der Geschäfte mischt sich in jenem gütigen Klima heitre Laune. Der im Norden Mienen verzerrende, hastig eilende Speculationsgeist des Kaufmanns fügt sich unter den Strahlen der tropischen Sonne allgemach einer behaglichen Weise, einer gefälligen Form, eingedenk des Wortes: Gile mit Weile. Und wie im Ganzen das übrige Leben in Caracas zwischen den hohen Bergen still und geräuschlos dahingeht, so auch der Straßenverkehr und das öffentliche Leben. Dazu gesellt sich große Leichtigkeit des Anschlusses, die vom heißblütigen Creolen schnell

auch auf den kühleren Nordländer übergeht, milde Sitten und offnes, aufgeschlossenes, nach außen gehendes Wesen. Daher kennt man sich gegenseitig, begrüßt sich in flüchtiger Begegnung, die einen gehen, die andern reiten in Geschäften durch die Stadt, man bleibt stehen, man plaudert viel und lange über Tagesgeschichten und findet dabei immer noch Zeit, das Seine abzumachen. Die hohen Thüren der Kaufladen stehen immer offen, und ungehindert reitet man hinein, kauft hoch zu Roß ein, man geht wol auch in Hemdärmeln quer über die Straße, der Schuster nimmt Maß halb im Freien, der bewegliche Ellenbogen des Schneiders streift fast an den Vorübergehenden, und sollte etwa eine Naht am Rock geplagt sein, so wartet man in der Thür ungenirt, bis der Künstler ihn ausgebeffert. Werden erst gegen Abend die Fenster der Privathäuser geöffnet, so kann man, ohne deshalb neugierig zu sein, im flüchtigen Vorbeigehen einen ganzen Familienkreis und durch die offenen Innenthüren weit hinten das Innere der Gemächer übersehen. Deffentlichkeit ist dort in allem die Losung.

Nach zehn Uhr fängt der Markt an sich zu leeren. Die Sonne beginnt schon drückend zu werden und jeder sucht Stärkung am reichbesetzten Frühstückstisch. Da packt der Landbewohner seine zwei leeren Tröge wieder auf den Esel, setzt sich noch selbst dahinter und klammert sich, um nicht herunterzurutschen, mit gebeugtem Nacken nach vorn fest. Ist er lang und schwächlig, so erreichen seine dürren Beine beinahe den Erdboden und machen den Aufzug um so possirlicher. Lieblich dagegen nimmt sich das Landmädchen aus, welches in Strohhut mit hunder Schleife seitwärts auf dem Esel sitzend gemächlich nach ihrem friedlichen Dorfe reitet — dieses, wie so vieles andre, eine herrliche Ausbeute für den Genremaler. Die glühende Mittagssonne hat den Markt ganz geleert und auch von den Straßen die meisten Menschen verschucht.

Wählen wir zu unsrer ferneren Wanderung durch die Stadt die späteren Nachmittagsstunden. Eine laulich-milde Luft umfächelt uns, die Sonne sinkt, es neigt sich der Tag, ein Lichtmeer gießt sich über Stadt und Landschaft, aber die warmen Tinten wechseln mit tiefblauen melancholischen Schatten und die Klarheit des Horizontes ringsum auf den Gipfeln der Berge leuchtet hehr und mild hernieder. Wir überlassen die Fensterschau in den fashionablen Straßen, wo in tändelndem Zwiegespräch mit vorübergehenden Freunden die weiß gekleideten Creolinnen ihre zweifelhaften Triumphe feiern, den gepuzten jungen Söhnen des Landes, und durchschreiten die ärmeren peripherischen Straßen der Stadt: auch hier begegnet uns Liebenswürdigkeit, Natur, Leben, Poesie. Wir kreuzen mehre Ecken nach unten hin, dem Goaire zu; das Terrain senkt sich zuweilen erheblich, und tiefe Löcher mitten in der Straße bekunden, wie hier, wo die Verwaltung der Stadt alles

gehn läßt, wie es geht, ungezügelt die Regenströme hausen. Rechts reiht sich Häuschen an Häuschen, links zieht sich eine Mauer hin, die einen Garten umschließt. Dattelpalmen, dunkelbelaubte Mangos mit großen gelben Früchten, Bananen ragen darüber hervor und treten wir durch das Gitter, so empfangen uns die Wohlgerüche der Drangenblüte, Citronen und süße Limonen prangen zwischen saftigen Blättern, aus hellgrünem Laube schaut am Spalier die wunderbare Passionsblume hernieder, und der Cambure entrollt über den gurkenähnlichen langen Früchten, deren Gewicht und Fülle den schwachen krautartigen Stamm zur Seite neigt, seine riesenhaften Blätter. Aber wir suchen vergebens die ordnende Hand des Menschen, die rührig und einsichtsvoll mit der allzu freigebigen Natur im Bunde ginge. Die halbverwilder-ten Gemüsebeete und dichten Sträucher verrathen eben, daß sie einmal da gewesen. Das Haus im Hintergrund mit säulengetragendem Dach verkündet die Wohnung des säumigen Besitzers.

Verarmte weiße, zumeist aber farbige Familien bewohnen diese Stadttheile. In engem Raume zusammengedrängt empfinden sie das milde Klima als doppelte Wohlthat. Bei offenen Fenstern und Thüren leben sie mehr draußen als drinnen, bei geringen Bedürfnissen gibt ihnen gemächliche Arbeit das Allernöthigste, und die Jugend bis zu sechs, acht Jahren führt Natur am leichten Gängelband: fasnackt treiben sich die kleinen dunklen Weltbürger auf der Straße umher, selten beschränkt ein Hemd die freie Bewegung der Gliedmaßen. — Ganz unten trennen üppige Maisfelder die Stadt von der nahen Hügelkette, an deren Fuß der geschwäzig murrende Bach zwischen haushohem Schilf und schlanken hellgrünen Weiden sich hinschlängelt. Nach Osten grenzt hart an die letzten Lehmhütten, nur durch den mit dem Goaire sich verbindenden Anauco von Norden her getrennt, eine Kaffeepflanzung. Das dichte dunkle Laubdach des hohen Bukare schützt die Schatten suchende Kaffeestaude vor den glühenden Strahlen der Sonne und gibt der Plantage ein ernstes, ruhevolltes Gepräge. Dieselbe jenseits zur Rechten schlendern wir bald zwischen Häusern, bald zwischen Sträuchern und Hecken, bald an grünem Wiesengrund hin.

Den Zaun dazu bilden unzählige Rindshörner, aus der nahen Stadtschlächterei nutzlos dort aufgehäuft; denn die rindernährenden Ebenen des Drinoco senden ja Tausende von Rindern nach der Hauptstadt, ein Ochs kostet in Venezuela nur so viel als seine Haut in Hamburg, wenige Thaler in seiner Heimath, im Gebirge wegen der beschwerlichen Führung etwas mehr; da braucht man also nicht zu sparen und auch noch aus den Hörnern Nutzen zu ziehn, denkt der sorglose, wenig haushälterische Sinn.

Wohin wir blicken, zeigt sich gemüthlicher Schlendrian, harmloses Sichegehenlassen; der gemessene Gang der Leute, die anmuthig und still, den

braunen Wasserkübel auf dem Kopf, dahinwallende Mädchen mit ihren vollen, dunklen Augen und dem mildbefaulichen ruhigen Blick, haben etwas Orientalisches und erinnern an die Frauen des alten Testaments, an Rebecca und Rahel.

Bald gelangen wir, immer nördlich gewandt, an die steinerne Brücke des Anauco, welche im östlichsten Theil die Stadt mit der erwähnten Kaffeepflanzung des Herrn Mosquera und den nahen Dorfschaften verbindet. Machen wir in unsrer Wanderung einen Augenblick Halt und setzen uns auf die bequeme Brüstung der Brücke. Dieselbe stammt aus der spanischen Zeit und ist, wie alle Bauten jener Periode, solid und massiv.

Der Bach unter uns hat an dieser Stelle ein breites flaches Bett, in dessen klaren Gewässern eine lange Reihe farbiger Frauen wäscht. Auch hier gewahren wir das Land der Blößen. Im Wasser stehend haben sie ihre Röcke hoch aufgeschürzt und das weiße Hemd hebt sich scharf vom dunklen Nacken ab. Neben den mit Wäsche gefüllten Mulden sitzen ihre Kinder plätschernd im Wasser oder tummeln sich umher, den Saft des Zuckerrohres begierig saugend. Eben reitet eine schöne Creolin mit ihrem Cavalier an uns vorüber, in dunklem Reitkleid und grazioser Haltung. Ein wenig weiter vom Dorfe her kommen wandelnde Büsche ihnen entgegen — es sind Esel mit malojo beladen, dem langen Maishalme, welcher das Thier so über und über bedeckt, daß man nicht einmal Kopf und Beine sieht. Die Treiber in „Unterhosen und Hemd“ mit Strohhut und Stab bringen eben ihre Ladung Pferdefutter nach der Stadt zum Verkauf.

Aus der nahen pulperia an der Ecke, einem Kramladen für die untere Classe des Volks, deren wir schon vielen, immer an der Ecke der Straßen, begegnet sind, dringen verworrene Stimmen heftig gesticulirender Neger und Zambo, die ein Spielball ihrer Leidenschaft, in vollen Zügen dem Branntwein huldigen.

Unterdessen sind die Schatten der Bäume länger und länger geworden und gern weilten wir noch hier auf der Bank von Stein, um das erhabne Schauspiel eines tropischen Sonnenunterganges zu genießen; aber eilen wir lieber hinauf nordwestlich nach dem hochgelegenen freien Platz der stattlichen Kirche San Trinidad. Nur können wir jetzt nicht mehr unsern Weg nach Belieben wählen. Zwei Flüsse, gleich dem östlichen Anauco, durchziehen von Norden her die Stadt. Steile, selbstdurchbrochene Wände, barocke Windungen und kräftige Ausbiegungen zeichnen ihren gewaltsamen Pfad — wilde Söhne des Küstengebirgs, die bei den fast täglichen Regengüssen des Winters zwischen April und October ganz plötzlich anschwellen und die auf dem abschüssigen Boden in furchtbarem Brausen sich überstürzenden Gewässer nach dem südlichen Goaire entladen. Kleinere und größere

Brücken verbinden die getrennten, vom Rechtwinkelsystem jetzt nothgedrungen abweichenden Straßen. Was im Ganzen die Kunst der Stadt versagt hat, ersetzt hier die Natur reichlich durch pittoreske Scenen, welche der Blick von den Brücken eröffnet. Hier ragen gefahrdrohend über das hohe steile Ufer kühne Wohnungen der Menschen, spottend des Abgrundes; dort weitet sich das Bett aus und die schiefen Wände überwuchert ein junges Geschlecht von feingefiederten Mimosen, deren Zweige sich oben schirmartig abrunden, und von üppigen Schlingpflanzen, die sich neckisch um eine kahle Ruine ranken. In trauriger Nachbarschaft gesellen sich dazu die weit verstreuten Trümmer des Erdbebens von 1812. Halb verfallene blinde Mauern, hinter denen die goldgelben Blumen der Baumwollenstaude neugierig hervorgucken, hohe Stein- und Schutthaufen um ein verödetes Bitterfenster, über denen der stachelichte Cactus seine Blüten entfaltet — zum Zeichen des Lebens, welches der Tod gebiert — und zahlreiche Ruinen, zwischen denen ein nachgebornes Geschlecht wieder seine Wohnungen, ja ganze Straßen gebaut hat, kennzeichnen den oberen Theil der Stadt von der Kathedrale an bis hinauf zu den langen einsamen Mauern der alten, jetzt im Wiederaufbau begriffenen Kaserne nahe den Bergen.

Unweit letzterer erhebt sich die kleine neue Kirche von San Trinidad. Sie ist schmuck und nett, aber wie die niedrige Kathedrale und alle übrigen Kirchen, ohne Stil erbaut. Auf erhöhtem freien Platz gelegen beherrscht sie die Stadt. Dorthin strebt unser Fuß. Schon haben wir die alte Brücke von San Trinidad erreicht. Sie ist allabendlich der Sammelplatz von Jung und Alt und bis spät stummer Zeuge der Possen und Schwänke, in denen ein muntres, lebenslustiges Volk von Negern, Mulatten, Mestizen und Zambos sich ergeht.

Noch wenige Schritte hinauf an den Häusern hin, und wir stehen vor der Kirche. Ein glutrother Schein lagert sich bereits auf Stadt und Thal. Goldne Wolfenberge thürmen sich über dem westlichen Horizont. Vesteilgerten Schrittes eilt die Sonne hinab dem Meere zu. Noch ist heller Tag, ein Feuermeer in allen Mischungen der Farben entzündet der Wolken bizarre Gebilde. Noch wenig Minuten, der Held hat den Lauf durch seine Lieblingszone von Pol zu Pol vollendet, und Stadt und Thal umfängt mit Niesenarm der kühle Schatten. Aber noch flammen die Berge in Tagesschein. Mit dem uralten Recht, nach welchem sie der erste Strahl der Morgenröthe küßt, bannen sie auch den scheidenden Tag länger und gestatten der Nacht nur allmählig ihre Schwingen über das schutzbefohlene Thal zu breiten. Von himmlischer Klarheit umflossen leuchten die urwaldgekrönten Scheitel der Küstenbergkette hoch oben vor uns, keine Wolke verhüllt die kühn geschwungenen Linien; aber höher und höher steigt die scharfe Schattenlinie, sonder Raft und unauf-

haltfam. Endlich steht sich auch die Felsenkuppe der Silla vereinsamt, einer sonnigen Insel gleich, mitten im dunkeln Lustocean.

Einsam stehen auch wir, fühle Schauer in der Brust, aufwärts gerichtet den Blick nach dem leuchtenden Berge. Noch ein schmaler Streifen Licht umstrahlt sein ehernes Haupt. Noch einmal wie auf Nimmerwiedersehn, sendet uns der Freund seinen Scheidegruß. Aber bald schwindet auch der letzte Schimmer, und allmählig bricht die Nacht über die Hauptstadt herein.

Sch.

• Von der preussischen Grenze.

Unter den Freunden der freien Entwicklung Preußens hat sich in der letzten Woche eine große Verstimmung ausgedrückt; ein desto größeres Behagen im Lager der Kreuzzeitungspartei. Wenn das Organ der letzteren noch vor wenig Tagen den Ton einer Kassandra anschlug und den Untergang der Welt als ein Ereigniß bezeichnete, welches wenigstens nicht ganz außerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liege, so reibt es sich jetzt vergnügt die Hände und hat sogar seinen alten Humor wiedergefunden. Die Gründe dieser Umstimmung sind leicht zu begreifen. Der bekannte Erlaß aus dem Ministerium des Innern, der höchst sonderbare Artikel, mit welchem das ministerielle Organ aus der „Zeit“ in die preussische Zeitung überging, die Veröffentlichung der Ansprache, welche der Prinzregent an das Gesamtministerium gehalten haben soll, die Antwort desselben auf eine Treubundsadresse, endlich das wieder ausbrechende Gezänk zwischen Constitutionellen und Demokraten: — das alles mußte das Publicum in Verwirrung setzen, welches schon von einem Frieden zwischen allen Parteien, von einem neuen Völkerfrühling träumte. In der That sehn jene Umstände, wenn man sie im Zusammenhang sieht, verhängnißvoll genug aus; betrachtet man aber mit Ruhe jeden einzelnen, so findet man nichts, was mit dem bisherigen Gang der Politik in entschiedenem Widerspruch stände. Was aber die constitutionelle Partei betrifft, so kann und soll sie aus dem Wechsel dieser Stimmung folgendes lernen.

Es ist den neuen Ministern im höchsten Grade daran gelegen, den Namen eines constitutionellen, eines liberalen Ministeriums, eines Ministeriums der Linken zu vermeiden. Es kann ihm kein größeres Mißgeschick widerfahren, als wenn die bisherige Opposition, die liberale, die constitutionelle Partei sich jetzt ministeriell nennt. In der gerechten Scheu, mit dieser Partei verwechselt zu werden, vernimmt die neue Regierung durch ihr Organ die extremsten, ungerechtfertigtesten Forderungen, Forderungen, die kein anderer Mensch vernimmt. Der gewöhnliche Menschenverstand findet vielmehr die Haltung des gesammten preussischen Volkes sehr mäßig, nüchtern, gesetzt, busiess like, wie der Engländer sagt.